

JOACHIM FEST

JOSEPH GOEBBELS

Eine Porträtskizze

Man hat Joseph Goebbels den neben Hitler „einzigen wirklich interessanten Mann“ aus dem Führungspersonal des Dritten Reiches genannt¹, und zweifellos überragte er die Mehrzahl der Günstlinge und Rivalen im innersten Machtbereich des Regimes in beträchtlichem Maße. Was am Nationalsozialismus, zumal während seines Aufstiegs in der sogenannten Kampfzeit, auffällig, auf entgeisternde Weise geistvoll sowie im propagandatechnischen Sinne „modern“ war und ihn allen Gegnern, von der einfalllosen Rechten über die gelähmte Mitte bis hin zu den in Orthodoxie und Hörigkeit erstarrten Kommunisten, überlegen machte, ging weitgehend auf Goebbels zurück.

Natürlich war Hitler das Machtzentrum der Bewegung und, als Goebbels hinzustieß, gerade dabei, die letzten konkurrierenden, von undeutlich sozialistischen Zielen bestimmten Gruppen ins Abseits zu drängen. Nach nur kurzem Schwanken hat Goebbels damals die Machtverhältnisse durchschaut und sich instinktsicher auf die Seite der Zentrale geschlagen. Aber daß Hitler aus der bloßen Führungsrolle in der nun zusehends zusammenwachsenden Bewegung zur charismatischen Kultfigur emporwachsen und zu einer Art Heilsbringer werden konnte, der die Verzweiflungen, das Leiden und die Ängste eines verwirrten Volkes auf die Schulter zu nehmen und in die erlösende politische Tat umzusetzen versprach, dankte er keinem anderen als Goebbels.

Beide ergänzten sich auf eine überaus wirkungsvolle, erfolgverheißende Weise: Während Hitler über die intuitiven, weitgehend medial gesteuerten und zu rauschhafter Kommunion drängenden Methoden der Massenbeherrschung gebot, setzte Goebbels mit nahezu jeder Wendung, jedem Satz und jeder Steigerung auf den scharf kalkulierten, mitunter in mehreren Erprobungen durchgespielten Effekt. Schon seine helle, augenblicklich präsente und schneidende Stimme, die man treffend als „dünn-drähtig“ bezeichnet hat², kam aus gänzlich anderen Persönlichkeitsverhältnissen als der tastende, aus seinen gutturalen Dumpfheiten sich erst allmählich befreiende Ton Hitlers. Kälter, wendiger, auch selbstgefälliger als jener, verfügte Goebbels nicht nur über die Vorteile dessen, der keine unverrückbaren Überzeugungen besitzt und im

¹ Werner Stephan, *Joseph Goebbels, Dämon einer Diktatur*, Stuttgart 1949, S. 198. Bei vorliegendem Aufsatz handelt es sich um einen Vortrag, der aus Anlaß der Präsentation der Goebbels-Tagebücher am 21.2. 1995 im Institut für Zeitgeschichte gehalten wurde.

² Ernst Jünger, *Strahlungen II*, München 1938, S. 427.

Grunde, wie er selber von sich gesagt hat, ein geborener Apostat war³. Vielmehr kam ihm für den Aufstieg in einer totalitären Partei auch die Menschenverachtung zugute, die von früh an in zahlreichen Zeugnissen durchschlägt. „Dieser Haufen Dreck, genannt Mensch“, schrieb er in einer Notiz aus den späten zwanziger Jahren, und schon früher heißt es einmal: „Alle sind Canaillen, ich eingeschlossen.“⁴ Und am Ende dann, als alles verloren war, richtete er den Schuldvorwurf, wie Hitler auch, gegen das verächtliche, weder dem Feind noch seinem historischen Auftrag gewachsene deutsche Volk, das den Eroberern mit weißen Fahnen entgegenlaufe und nicht einmal kämpfe, wenn seine Frauen vergewaltigt werden. Von seinen engeren Mitarbeitern verabschiedete er sich am 21. April 1945 mit den Worten: „Warum haben Sie mit mir gearbeitet, meine Herren? Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten.“⁵

Er war der Intellektuelle der Partei, aber weit darüber hinaus durchaus repräsentativ für den Typus, der sich in den Wirrnissen der zwanziger Jahre zum Übertritt in eines der Lager des politischen Radikalismus entschloß. Es zählt zu den Irrtümern einer späteren Zeit, daß die gleichsam vorgegebene Richtung eines solchen Entschlusses stets nach links gewiesen habe. Die extremistische Anfälligkeit konnte sich vielmehr überall ihre Gründe beschaffen, und gerade der junge Joseph Goebbels bietet ein anschauliches Beispiel für das oftmals lange Schwanken zwischen den verfeindeten Seiten. Bezeichnenderweise schloß er sich zunächst auch dem sozialrevolutionären Flügel der Partei an, der sich in seiner „proletarischen“ und „antikapitalistischen“ Tendenz entschieden von der „faschistischen“ Gruppe um Hitler abzusetzen versuchte. Noch 1926 stellte er in einem offenen Brief an einen „Freund von der Linken“ einen ganzen Katalog gleichgerichteter Überzeugungen und Ziele auf, so daß als trennendes Element am Ende nicht viel mehr als eine Reihe taktischer Erwägungen übrigblieb⁶.

Die Frage, warum die Politik in jenen Jahren eine so ungemeine Anziehungskraft auf Intellektuelle übte, kann von den unterschiedlichsten Ansatzpunkten her beantwortet werden. Hier ist vor allem an die berufliche Aussichtslosigkeit zu erinnern, der sich zahlreiche Akademiker durch Krieg und Nachkrieg gegenüber sahen, so daß die Politik geradezu zum klassischen Beruf der Berufslosen wurde. Aber das Bedürfnis war älter und hatte sich schon vor der Jahrhundertwende in den gerade unter Intellektuellen verbreiteten Gefühlen einer gesellschaftlichen Ohnmacht angedeutet, die den Gedanken selber in Frage stellte. Generationen hatten papierene Welten erschaffen und einstürzen sehen, ohne je einen Ausweg aus ihren Buchstabengefängnissen zu finden. Jetzt boten die aus dem Chaos hervorgehenden neuen politischen

³ Das Tagebuch von Joseph Goebbels 1925/26. Mit weiteren Dokumenten hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1960, S. 55 (Eintrg. v. 20. 1. 1926).

⁴ Ebenda, S. 83 (Eintrg. v. 12. 6. 1926); das spätere Zitat findet sich bei Ralf Georg Reuth, Goebbels, München 1990, S. 198.

⁵ Hans Fritsche über die letzte Konferenz bei Dr. Goebbels am 21. 4. 1945, abgedruckt in: Herbert Michaelis/Ernst Schraepfer, Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart, Bd. 23, Berlin o. J., S. 114 ff.

⁶ Joseph Goebbels, Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen, Zwickau 1926, S. 43.

Gruppierungen jedem entschlossenen, phantasiebegabten und bedenkenlosen Aktivismus ungeahnte Aufstiegsmöglichkeiten. Es war die große, gerade von den totalitären Ideologien ausgehende Verlockung für viele Intellektuelle, die bloß begleitende Rolle des Zeitgeistsouffleurs endlich hinter sich zu lassen und als Richtungsweiser, Gesetzgeber und sogar Demiurg des Neuen zu nie vermuteten Karrieren und Wichtigkeiten zu gelangen.

Das alles ist für die kommunistische Seite ausführlich untersucht und beschrieben worden. Aber es gilt, bei nur wenig veränderten Voraussetzungen und Motiven, auch für die Gegenseite. Eine der auffälligsten Gemeinsamkeiten war der tiefe, nicht selten bis zum Ekel reichende Haß auf die bürgerliche Welt, der von Brecht bis Majakowski, von Silone bis zu Ernst von Salomon oder eben zu Joseph Goebbels reicht. Zwar gab Goebbels sich nach außen hin, wie Hitler auch, gern als treuer Sachwalter des Bürgerlichen. Aber ungezählte Zeugnisse machen sichtbar, daß sein elementarer Destruktionsvorsatz gegen eben diese verlogene, jüdisch durchsetzte kapitalistische Bourgeoisie gerichtet war, und unter allem, was in Scherben fallen sollte, wenn ihm und seinesgleichen endlich die Welt gehörte, stand sie an vorderster Stelle.

Natürlich war die Ideologie des Nationalsozialismus ohne gedankliche Kohärenz, und die Überredungsmacht eines fugenlos geschlossenen Systems sucht man in dem, was er seine Weltanschauung nannte, vergebens. Aber gerade sein unfertig scheinender, in häufig metaphorischer Unschärfe verschlüsselter Charakter hat viele auf den Plan gerufen, die sich imstande glaubten, die Leerstellen aufzufüllen, sofern sie nicht einfach der Auffassung waren, daß die orientierungslos gewordenen modernen Gesellschaften zurück müßten zu Bindung, Ordnung, Glauben und Ursprung, was immer das im einzelnen bedeuten mochte. An den Ratlosigkeit der Epoche hatten sie jedenfalls, nicht anders als die revolutionäre Linke auch, teil durch das Grundgefühl eines politischen Advents. Weit über das radikale Lager hinaus war die Empfindung verbreitet, daß ein gänzlich neues, von charismatischen Willensmenschen, rigiden Gesetzen und schroffem Gemeinschaftspathos geprägtes Zeitalter jetzt am Zuge und alles, was das Gewesene ausgemacht hatte: Liberalismus, Demokratie und Menschenrechte, unwiderruflich am Ende sei. Von da war es nur ein kleiner, meist von biographischen Zufällen bestimmter Schritt, ob einer sich im rechten oder linken Lager wiederfand und womöglich auch von einem ins andere überwechselte. Die Anhänger beider Seiten empfanden sich als Vorhut eines neuen Weltalters, ob es nun zur sozialistischen Revolution oder über jene Schwelle führte, hinter der die Herrschaft der Vernunft enden und „das Leben“ wieder sein Unrecht erlangen würde.

Zweifellos wirkte, wie immer bei historischen Umbrüchen, im Einzelfall noch vieles von jeweils unterschiedlichem Gewicht mit; die errechenbaren Chancen hier wie dort, schichtenspezifische Ressentiments, auch Opportunismus, Ehrgeiz oder Zugehörigkeitsverlangen. Aber immer mit im Spiel war das Bedürfnis nach einfachen Glaubensgewißheiten. Nicht ohne Bewegung liest man noch heute den Brief, den Klaus Mann aus Sanary-sur-Mer an Gottfried Benn richtete. Die Geistfeindschaft des Nationalsozialismus, die er darin leidenschaftlich beschwor, konnte indessen die

nicht schrecken, die nach so vielen Irrwegen und Ausweglosigkeiten jene unkomplizierten Antworten ersehnten, die das Regime mit seinem barschen Glaubens- und Gehorsamsprinzip zu erteilen versprach. Es war ein durchaus metaphysischer Unterwerfungsanspruch, den es erhob, und nicht zu Unrecht hat man die großen Totalitarismen der Epoche „säkularisierte Religionen“ genannt. Dazu gehörte, neben vielem, auch der aus zahlreichen autobiographischen Berichten vor allem von kommunistischer Seite bekannte Exkommunikationsschrecken, die immer präsente Angst vor der Ausstoßung durch die Partei. Arthur Koestler hat das, was ihm lange zu schaffen machte, auf die Formel gebracht, daß der Abtrünnige notwendigerweise „verdorren“ müsse. Es ist sicherlich mehr als ein Zufall, daß der gleiche Begriff auch bei dem vom Glaubenshunger umgetriebenen und zu Hitler gelenkten, doch dann von ständigen Zweifeln angefochtenen Joseph Goebbels auftaucht⁷.

Dies sind nur einige andeutende Stichworte, doch werfen sie ein paar Lichter auch auf jenes Motivbündel, das den berufslosen, von verzehrendem Ehrgeiz erfüllten Joseph Goebbels 1924 zur NSDAP führte. Es war denn auch für die Forschung eine seltene Fügung, daß schon vergleichsweise früh jene privaten Materialien aus jungen Jahren auftauchten, die den Prokuristensohn aus Rheydt in seiner Labilität und Orientierungsnot zeigen, auch in seiner verzweifelten Suche nach einem Führer und festem Glaubensgrund, aber zugleich entschlossen, sich um nahezu jeden Preis irgendwo zu verdingen, wo seinem Hunger nach Beachtung, sozialem Aufstieg und womöglich sogar Macht ein angemessener Lohn winkte. Die ebenfalls schon früh, im Jahre 1948, auszugsweise veröffentlichten Tagebücher aus der Kriegszeit haben dann bereits einen ersten Einblick in die späte Phase gewährt, so daß sich die lebensgeschichtliche Darstellung alsbald auf vergleichsweise zahlreiche originäre Quellen stützen konnte⁸.

Dem gleichen Umstand ist offenbar auch zuzuschreiben, daß die Biographien oder biographischen Essays, die nach den ersten, häufig dämonisierenden Porträts aus dem engeren Mitarbeiterkreis seit den sechziger Jahren zu erscheinen begannen, die Konturen im wesentlichen treffend nachgezeichnet haben, an erster Stelle wohl noch immer Helmut Heibers kenntnisreiche, wenn auch etwas allzusehr um gelehrtenhafte Flottheit bemühte Biographie von 1962⁹. Alles, was später, gestützt auf vereinzelte neue Funde, folgte, hat das Bild nur um Einzelheiten ergänzt und allenfalls ein paar Schattierungen hinzugefügt.

Aber es blieb die Unsicherheit, zumal seit das Geraune über den umfangreichen, in Moskau lagernden Bestand der Kriegstagebücher verstärkt einsetzte. Auch die 1977 von Hoffmann und Campe veranstaltete auszugsweise Veröffentlichung der „Letzten Aufzeichnungen“ von Februar bis April 1945 lieferte nur ein weiteres Bruch-

⁷ Vgl. Willi Krause, Reichsminister Dr. Goebbels, Berlin o.J., S.50. Zu Koestler vgl. Michael Rohrwasser, *Der Stalinismus und die Renegaten*, Stuttgart 1991, S.89.

⁸ Tagebuch 1925/26; Goebbels Tagebücher aus den Jahren 1942–43. Mit anderen Dokumenten hrsg. von Louis P. Lochner, Zürich 1948.

⁹ Vgl. Helmut Heiber, *Joseph Goebbels*, Berlin 1962, S.408.

stück¹⁰. Erst die umfassende Dokumentation des Instituts für Zeitgeschichte schließt diese Lücke, und am Ende wird sie sich voraussichtlich auf mehr als zwanzig Bände belaufen. Schon diese schiere Menge sichert den Tagebüchern den Rang einer der wichtigsten fortlaufenden Primärquellen aus jenen Jahren. Mit einer bemerkenswerten, niemals nachlassenden Ausdauer hat Goebbels sich Tag für Tag, mitunter sichtlich stundenlang, dieser Pflicht unterworfen, und der Sachverhalt deckt auf, daß es damit tieferreichende Bewandnisse und der Verfasser mehr im Sinne hatte als eine Chronistenaufgabe.

In der Tat waren die Tagebücher bereits für den „einsamen und eigenbrötlerischen“ jungen Mann, wie er sich einmal nennt, eine Art „Zufluchtsstätte“. Im Alter von Mitte zwanzig hält er fest: „Ich fühle das Bedürfnis, Rechenschaft über mein Leben abzulegen. Das kann auf keine Weise besser und eindringlicher geschehen, als wenn ich jeden Abend Gerichtstag über mich selbst halte.“¹¹ Folglich herrschte zu jener Zeit auch der kritische Blick auf das eigene Tun und Verhalten noch vor. Einmal nennt er sich einen „pathologischen Aufschneider“, ein andermal einen „Demagogen schlimmster Sorte“ und ruft sich verschiedentlich selbst zur Ordnung¹². Aber mit seinem Aufstieg, der zunehmenden Verstrickung in turbulente Verhältnisse sowie dem Gewinn an Macht und Selbstsicherheit drängen die Ereignisse und das Bemühen, ihren Ablauf festzuhalten, zwangsläufig in den Vordergrund. Gleichzeitig kam ihm aber auch der Abstand zu sich selbst abhanden, und je mehr sich, zumal gegen Ende hin, die Lage dramatisch verschärfte, desto seltener gelang es ihm, einen Schritt zurückzutreten, um das Geschehen im ganzen und die Rolle, die er darin spielte, zu prüfen. Immerhin verließ ihn das Denken, das für ihn, wie er ebenfalls in jüngeren Jahren vermerkt hatte, „eine Qual und eine Lust“ war, niemals ganz. Im Gegensatz zu Hitler und dessen allzu starrsinnig blinder Umgebung blieb er denn auch zu Zeiten der größten Machtausdehnung des Regimes von nie ganz auszuräumenden Zweifeln erfüllt. Unvermeidlicherweise trat mit den Jahren dennoch ein auffallender perspektivischer Wechsel ein. Denn unterdessen ging es ihm weniger um Rechenschaften als um die Verfertigung des Bildes, das er und die „Idee“, der er mit samt ihrem Führer diene, einst vor der Geschichte abgeben würden.

Solche Blickverschiebungen, aber natürlich auch die zahllosen Flüchtigkeiten, Irreführungen, Selbstvorspiegelungen und nicht zuletzt die Geschwätzigkeit des Verfassers machen die Lektüre zu einem mühsamen Unterfangen. Dennoch und zum Teil gerade eben darin bietet sie aber auch eine einzigartige Fundgrube für ein genaueres Verständnis sei es der Zeit, sei es der Person. Vielleicht an erster Stelle fällt die formale Achtlosigkeit der Texte auf, und mitunter ahnt der Leser etwas von dem ungeheu-

¹⁰ Die letzten Aufzeichnungen. Einführung Rolf Hochhuth, Hamburg 1977.

¹¹ Zit. nach Elke Fröhlich, Joseph Goebbels und sein Tagebuch. Zu den handschriftlichen Aufzeichnungen von 1924 bis 1941, in: VfZ 35 (1987), S. 495.

¹² Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, Teil I, Aufzeichnungen 1924–1941, hrsg. von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv (künftig: Tagebücher I), München 1987, Bd. 1: 1924–1930, S. 39 (Eintrg. v. 11.7. 1924) und S. 82 (Eintrg. v. 4.9. 1924).

ren Stilisierungsdruck, dem sich Goebbels in allen veröffentlichten Äußerungen unterworfen hat: die kaum überbrückbar scheinende Diskrepanz zwischen diesen Eintragungen und der geschärften demagogischen Glätte beispielsweise seiner gleichzeitig publizierten Leitartikel in der Wochenzeitung „Das Reich“. Zugleich aber gewinnen die Tagebücher aufgrund ihrer durchgehend ungestalteten Beschaffenheit auch einen überzeugend authentischen Charakter.

Auf diese zwei Personen in nur einer stößt man von Anfang an. Alle Schwächen, die ihm eigen waren: die charakterliche Schwerpunktlosigkeit, der Geltungshunger und die der Unsicherheit entstammende Anpassungssucht, verwandelten sich in Stärken, als er in der Bewegung eine Aufgabe und vor allem in der schon bald nach der ersten Begegnung mit nahezu homoerotischem Verfallensein bewunderten Person Hitlers jenen Glaubensgrund gefunden hatte, nach dem er so lange auf der Suche gewesen war. Zwar blieb in der Unterwürfigkeit, die er Hitler über alle gezielten Zurücksetzungen und Demütigungen bis zur buchstäblich letzten Stunde bewahrt hat, immer das Element der Gewalt spürbar, die er sich dabei antun mußte. Aber gebieterischer war die frühe Einsicht, daß der endlich gefundene „Führer“ sein einziger Halt und nicht nur die Gewähr seiner herausgehobenen Rolle, sondern seiner Existenz in jedem Sinne war, sein Ein und Alles, ohne das er in jenes nicht nur soziale Nichts zurückfallen würde, aus dem er zu nie vermuteter Höhe emporgestiegen war.

Aus eben diesem Grunde hat er Hitler vom Beginn bis zum Ende in bewußter Vermischung der profanen mit der religiösen Sphäre gottähnliche Züge verliehen und eine messianische Aura um ihn verbreitet. Schon im „Angriff“, der von ihm als Gauleiter von Berlin gegründeten Zeitung, hatte er 1928 in Anlehnung an biblische Texte geschrieben, man könne nur für oder gegen Hitler sein, er scheidet die Heißen von den Kalten, speie aber die Lauheit aus aus seinem Munde; viele seien berufen, aber wenige nur auserwählt¹³. Und Jahre später dann, in seiner letzten Ansprache zu Hitlers Geburtstag im April 1945, pries er ihn als Werkzeug Gottes, das berufen sei, die luziferischen Mächte in den Abgrund zurückzuschleudern, dem sie, wie schon manches Mal in der Geschichte, entstiegen seien¹⁴. Das und die ungezählten Vergötzungsbekundungen, die dazwischenlagen, waren vorab an die Glaubens- und Devotionsbedürfnisse des Volkes gerichtet. Aber vor allem zielten sie auf ihn selber. „Credo, ergo sum!“ hatte er in frühen Jahren bekannt¹⁵.

Die gleiche autosuggestive Anstrengung bezeugen auch die Tagebücher. Sie verschafft ihnen streckenweise geradezu den Charakter einer byzantinistischen Pflichtübung, ganz als wolle Goebbels sich noch in der Einsamkeit des Diktierenden der eigenen, von keiner Enttäuschung je angefochtenen Gläubigkeit vergewissern, die ihm zugleich versagt war. Aus dem nämlichen Grunde bejubelte er durchweg überlaut die militärischen Erfolge der deutschen Truppen und machte seine bohrenden Zwei-

¹³ Joseph Goebbels, Wenn Hitler spricht, in: Der Angriff. Aufsätze aus der Kampfzeit, München 1935, S.217f.

¹⁴ Michaelis/Schraepfer, Ursachen und Folgen, Bd.23, S.122f.

¹⁵ Joseph Goebbels, Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern, München 1933, S.25.

fel damit nur hörbarer. Nicht selten stellt sich auch der Eindruck ein, er bemühe sich, die Dinge so zu sehen, wie sie gesehen werden sollten, und erprobe an sich selber die Betäubungswirkungen der eigenen Propaganda. Die sich verstärkenden Ungewißheiten, die Besorgnisse über Hitlers wachsenden politischen Immobilismus nach dem frühzeitig offenbar werdenden Scheitern des Feldzugs gegen die Sowjetunion, desgleichen die mit der Wende des Krieges im engeren Führungszirkel verstärkt auftauchenden Verdüsterungen oder kleinmütigen Anwandlungen: all das und vieles mehr muß man gleichsam gegen den Strich selbstauferlegter Zuversicht lesen. Aber als pessimistische Grundierung bleibt es unübersehbar.

Tatsächlich enthüllen sich manche seiner Ängste nur, weil der Leser von heute über eine Fülle zusätzlicher Informationen verfügt – sofern er darüber verfügt. Aber am interessantesten bleiben die psychologischen Aufschlüsse, die der Text in überreichem Maße bietet: als suche der Verfasser auch sich selber gegenüber verzweifelt und ohne jedes Ausgleiten auf jenem Leim zu bleiben, auf den er alle Welt mit soviel Beharrlichkeit zu locken bemüht war. So finden sich, insonderheit bis 1943, immer wieder geringschätzig oder auch verächtliche Bemerkungen über die gegnerischen Mächte, vor allem im Westen, während er die Erfolge der Roten Armee lange Zeit mit bloßen Floskeln über den „Ernst der Lage“ oder die „Vertiertheit“ des russischen Menschen abtut. Als sich die Stalingradtragödie dem Ende zuneigt, notiert er wider alle Wahrheit, die gewiß auch ihm nicht verborgen geblieben war, die Generäle hätten den Führer in dieses Abenteuer „direkt hineingehetzt“¹⁶. Wie weit die Bemühung um Selbsttäuschung reichte, geht aber auch aus einer Eintragung vom April 1942 hervor, in der er die Nachricht begrüßt, daß die englische Kriegspropaganda mehr und mehr von jüdischen Emigranten übernommen werde, da, wie es dann heißt, die Juden „bekanntlich keine guten Propagandisten“ abgäben¹⁷.

Aufs Ganze gesehen schlägt in den Tagebüchern, nicht nur in zahlreichen Eintragungen, sondern in der gesamten Faktur jenes tiefe, nie gestillte und gegen Ende wohl habituell gewordene Kompensationsbedürfnis durch, das der eine, so vieles ent-rätselnde Generalschlüssel zum Charakter von Goebbels ist. Denn daß der knapp Dreißigjährige nach mancherlei Umwegen Anschluß und Aufstieg ausgerechnet in der nationalsozialistischen Bewegung fand, hat alle Merkmale einer politischen Groteske. Hochbegabt, von seiner Umgebung vielfach als „Jesuitenzögling“, „Halbfranzose“ oder „Rabbiner“ verspottet, war er von frühauf dem peinigenden Gefühl körperlicher Unzulänglichkeit ausgesetzt: Er besaß eine schwächliche Konstitution und einen verkrüppelten Fuß, und das eine wie das andere hat ihm in der Hitlerpartei, vor allem von Seiten der rüden Kumpanei der SA-Stürme, nicht nur offenen

¹⁶ Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Teil II: Diktate 1941–1945. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und mit Unterstützung des Staatlichen Archivdienstes Rußlands hrsg. von Elke Fröhlich (künftig: Tagebücher II), München 1993 ff., Bd. 7, Januar–März 1943, S. 169 (Eintrg. v. 23. 1. 1943).

¹⁷ Ebenda, Bd. 4, April–Juni 1942, S. 32 (Eintrg. v. 1. 4. 1942); vgl. aber auch ebenda, Bd. 7, S. 149 (Eintrg. v. 21. 1. 1943).

Hohn, sondern auch eine nie ganz beseitigte Geringschätzung eingetragen. Die Bezeichnung „unser kleiner Doktor“, die sich alsbald für ihn einbürgerte, bringt etwas von der herablassenden Anerkennung zum Ausdruck, die ihm von der wohlgebaute Geistesschwachheit jener Schlägerbanden und Saalschlachtheroen entgegengebracht wurde, an deren Spitze er stand.

Durchweg scheint es denn auch, als habe er durch seine schrill übersteigerte Gläubigkeit eine Art Gegenleistung für seine Verkrüppelung sowie überhaupt für die verminderte Tyleistung zu erbringen versucht – die nie zu heilende Wunde. Wie wenig er von dem Gedanken an seine Mißbildung loskam, belegt noch die Äußerung aus späteren Jahren, wonach das Abschreiten einer Ehrenkompanie die schlimmste für ihn ausdenkbare Strafe sei; ihn quälten, so oft dergleichen verlangt werde, nächtelang Albträume¹⁸. Und es war nicht nur ein Ausdruck seiner gewiß immensen Eitelkeit, sondern ein in allem Aufstieg und Machtzuwachs nie überwundenes Minderwertigkeitsgefühl, das ihn veranlaßte, nicht nur jedes Einverständnis oder gar Lob Hitlers Mal für Mal zu registrieren, sondern auch die Beifallsbekundungen für seine Artikel oder Auftritte, kamen sie auch von dem geringsten Provinzredakteur, der doch nichts anderes unternahm, als die strengen, von Goebbels selber ausgegebenen Sprachregelungen zu befolgen.

Man kennt seine Aufstiegs Geschichte, seit er im Herbst 1926 Gauleiter der dahinkümmernenden und zerstrittenen Parteiorganisation in Berlin geworden war und sich binnen kurzer Zeit in die Schlagzeilen brachte: durch herausfordernde Aufmärsche mitten in die tiefroten Bezirke der Stadt, durch Krawalle und Schießereien, einmal auch durch ein fingiertes Attentat, über das er sich nicht genug empören konnte. Er scheute aber auch das Blutvergießen nicht, wobei ihm die eigenen Opfer weit gelegener kamen als die des Gegners, da sie die Partei mit Märtyrern und Reliquien versorgten. Als die gegnerische Agitation ihn als „Oberbanditen von Berlin“ angriff, machte er die Bezeichnung mit ganovenhaftem Stolz zu seinem Ehrentitel. Seine Attacken gegen den Stellvertretenden Polizeipräsidenten der Stadt, Bernhard Weiß, der immer neue Schabernack, den er mit einer juristisch wie nicht selten auch politisch befangenen Justiz trieb, die weißen Mäuse, mit denen er die Uraufführung des Films „Im Westen nichts Neues“ sprengte, und ungezählte andere Umtriebe machten ihn zum bösen Kobold der zerfallenden Republik. Die Schalen des Hohns, die er mit nie nachlassendem Einfallsreichtum über Parlament, Regierung, Reichspräsident und die Republik im ganzen ausgoß, haben das zusammenschmelzende Häuflein ihrer Anhänger mehr als alles andere entmutigt und als Lehre hinterlassen, wie mühelos ein demokratisches Gemeinwesen durch den zu zerstören ist, der so gut wie keine seiner Spielregeln achtet.

Der Lohn war die Berufung an die Spitze des Mitte März 1933 unter offenem Bruch der Koalitionsvereinbarung gegründeten Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, das den Auftrag erhielt, die „politische Gleichschaltung zwischen Volk und Regierung“ zu bewerkstelligen. Im Rückblick fällt es noch immer schwer

¹⁸ Vgl. Heiber, Joseph Goebbels, S. 408.

zu begreifen, wie es Goebbels im Fieber weniger Wochen gelingen konnte, eine vielgestaltige Gesellschaft mit ihren zahlreichen unabhängigen Macht- und Einfluszentren zu „reiner, gleichmäßiger, gehorsamer Asche“ zu verbrennen¹⁹, auch wenn ihm dabei die Einigkeitssehnsüchte eines Volkes, das die Republik vor allem als Tragödie der Zwietracht erfahren hatte, Schritt um Schritt entgegenkam. Er selber hat dabei nicht zurückgestanden und mit äußerster Konsequenz seinen einstigen Vorlieben abgeschworen; die Linie reichte von dem lange verehrten Theodor Wolff, dem Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“, bei dem er sich zu Beginn der zwanziger Jahre mit Dutzenden von Artikeln um eine Mitarbeit beworben hatte und dessen Werke er jetzt, im Verlauf der Bücherverbrennung, in die Flammen werfen ließ, bis zu dem bewunderten Thomas Mann, über den er acht Jahre zuvor, bei einem Besuch in Lübeck, notiert hatte: „Ich . . . denke immer an die Buddenbrooks . . . Ich denke immer an Thomas Mann.“²⁰ Als er bald nach der Übernahme des Ministeramts seine Dienstwohnung bezog, hatte er sich von der Berliner Nationalgalerie einige Aquarelle von Emil Nolde ausgeliehen; jetzt ließ er sie beseitigen, als er damit den Unwillen Hitlers erregte²¹.

Der rasche Erfolg der Gleichschaltung hatte indes für Goebbels eine mißhellige Kehrseite, weil es schon bald keine Gegner mehr gab, deren Schrecken er glaubwürdig beschwören und mit großen Inszenierungen des Volkszorns beantworten konnte. Weniges veranschaulicht so sehr wie die alsbald fallende Bedeutungskurve des Ministers, in welchem Maße er selber, aber auch das Regime, des Feindes sowie überhaupt der mobilisierbaren Anti-Stimmungen bedurften. Gelegentlich hat er denn auch bekannt, er blicke oft sehnsüchtig auf die sogenannte Kampfzeit zurück, als man noch etwas anzugreifen hatte²². Da die um internationale Anerkennung besorgten Machthaber zunächst Rücksicht zu üben hatten, sah Goebbels sich weitgehend zur Untätigkeit verurteilt, zumal der von ihm organisierte Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 verbreitete Mißbilligung sowohl in Deutschland als auch vor allem im Ausland erregte und deshalb abgebrochen werden mußte. Die Sowjetunion lag zu weit weg und hatte sich als Standard-Schreckbild im Lauf der Jahre überdies verbraucht. So blieb nur der Rückgriff auf die renitenten „Pfaffen“ sowie auf das antisemitische Motiv, und einiges spricht dafür, daß die wiederum von Goebbels veranlaßten Pogrome vom 9. November 1938 ein neuerlicher Anlauf waren, die Figur des konkreten Feindes, nicht zuletzt im Blick auf die ideologische Mobilmachung für den heraufziehenden Krieg, zurückzugewinnen. Einer Eintragung wenige Tage später ist die tiefe Befriedigung zu entnehmen, die ihm der Ausfall nach so vielen Jahren erzwungenen Stillhaltens bereitet hatte: „Das hat gegessen!“, jubelte er²³.

¹⁹ Konrad Heiden, *Geburt des Dritten Reiches. Die Geschichte des Nationalsozialismus bis Herbst 1933*, Zürich 1934, S. 260.

²⁰ *Tagebücher I*, Bd. 1, S. 145 (Eintrg. v. 5. 12. 1925).

²¹ Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt a. M./Berlin 1969, S. 40f.

²² Vgl. Ivone Kirkpatrick, *The Inner Circle*, London 1959, S. 101.

²³ *Tagebücher I*, Bd. 3: 1937–1939, S. 533 (Eintrg. v. 13. 11. 1938).

Hier läßt sich auch einer der Gründe dafür ausmachen, warum Goebbels im Lauf der Zeit zum unerbittlichen Verfolger der Juden wurde. Anfang 1943 gelobte er sich, „nicht [zu] ruhen, bis die Reichshauptstadt wenigstens gänzlich judenfrei geworden ist“²⁴. Immer wieder kommt das Tagebuch darauf zurück und vermerkt Schikanen, Geiselnahmen und die schließlich anlaufenden Transporte in die Lager des Ostens. Zwar lassen sich einige Notizen aus den Jahren 1942 und 1943 dahin interpretieren, daß er mitunter Skrupel gegen die unverhohlene Brutalität der Endlösung empfand oder doch die Unruhe, die mit den Abschiebungen verbunden war, als störend ansah. Aber die aus vagen Andeutungen hier und da abgeleitete Überlegung, er habe versucht, Hitler von dem einmal gefaßten Entschluß abzubringen, überschätzt doch seine Bereitschaft zum Widerspruch. Weit glaubwürdiger mutet an, er habe das Thema in seinen Unterredungen mit Hitler zur Sprache gebracht, um die eigenen Zweifel auszuräumen: „Jetzt liegt der Weg zum großen Ziel wieder klar“, schrieb er nach einem dieser Gespräche, in dessen Verlauf sie auch auf die sogenannten Protokolle der Weisen von Zion gekommen waren, deren Echtheit Goebbels, im Gegensatz zu Hitler, zwar bezweifelte, nicht ohne freilich deutlich zu machen, daß sie für die Propaganda „sehr wohl [zu] gebrauchen“ seien²⁵.

Gerade die antijüdische Rage, in die sich Goebbels jederzeit zu versetzen wußte, offenbart, wie bedingungslos sein Anpassungswille war. Verdrängt war längst, daß er sich in frühen Jahren nicht nur über den primitiven Antisemitismus völkischer Politiker mokiert, sondern sich bei Gelegenheit auch seine eigene Feindseligkeit gegen die Juden vorgehalten hatte, verdrängt desgleichen die Erinnerung an bewunderte Universitätslehrer wie Friedrich Gundolf, Max von Waldberg oder andere, und lange entschwunden auch jeder Gedanke an seine einstige halbjüdische Verlobte Else Janke. Nicht auszuschließen ist, daß er die Rassentheorie des Regimes von Beginn an mit kritischer Reserve betrachtet hat; einer seiner engeren Mitarbeiter hat jedenfalls berichtet, Goebbels habe sie innerhalb des Ministeriums, wo man sich nichts vorzumachen pflegte, während seiner zwölf Jahre dauernden Amtszeit nicht ein einziges Mal „auch nur erwähnt“²⁶. Aber sein Glaubenseifer sowie vor allem sein intellektueller Radikalismus drängten ihn in dieser sowie in allen anderen Fragen durchweg zur äußersten Konsequenz, und auf dem Weg dahin gingen Einwände, Erfahrungen, Vorlieben und Vernunft verloren. Als im April 1943 Berlin tatsächlich weitgehend „judenfrei“ war, hat er sich dies in seinem Tagebuch als eine seiner „größten politischen Leistungen“ zugutegehalten²⁷.

Erst der Krieg oder genauer die Aufgabe, nach den ermüdenden Fanfarenstößen der siegreichen Feldzüge mit den einsetzenden Rückschlägen fertigzuwerden, hat Goebbels nicht nur wiederbelebt, sondern ihm schrittweise auch die einstige Bedeu-

²⁴ Tagebücher II, Bd. 7, S. 449 (Eintrg. v. 2. 3. 1943).

²⁵ Ebenda, Bd. 8, April–Juni 1943, S. 287 (Eintrg. v. 13. 5. 1943). Zu den verschiedentlich behaupteten Zweifeln von Goebbels an der „Endlösung“ vgl. Bd. 4, S. 184 (Eintrg. v. 27. 4. 1942).

²⁶ Stephan, Joseph Goebbels, S. 180.

²⁷ Tagebücher II, Bd. 8, S. 126 (Eintrg. v. 18. 4. 1943).

tung zurückgebracht. In auffallendem Gegensatz zu Hitler, der auf drohende Niederlagen wie gelähmt reagierte und sie nur mit dem stupiden Schema des Halten-um-jeden-Preis beantwortete, machten Notlagen ihn produktiv. Die Bände aus den Jahren 1941/42 zeigen Goebbels noch mit der von ihm in Gang gesetzten „Wollsammlung“ beschäftigt, mit der Besetzung des Dresdner Dirigentenpostens oder mit der Prostitution in Berlin, und man kann nur ahnen, mit welchen Empfindungen er sich der „Kartoffellage“ oder der „Fettlücke“ gewidmet hat, auch wenn die Tagebücher nichts davon preisgeben. Sein größeres Interesse fanden Film und Wochenschau, wo er auch aus geringfügigem Grund Eingriffe vornahm, bis er sich schließlich, wie bei dem Otto-Gebühr-Film „Der große König“, zu einer „gewonnenen Seelenschlacht“ beglückwünschen konnte²⁸. Aber erst der Beginn der alliierten Luftüberlegenheit noch vor der Kriegswende stellte ihn wieder vor eine jener begierig gesuchten großen Herausforderungen, und es waren, wie aus seiner Umgebung verlautet, „beinahe Glückstage“²⁹ für ihn, wenn im Verlauf des Bombenkrieges ehrwürdige Städte und berühmte Bauwerke in Schutt fielen. Denn immer dann konnte er seiner Empörung jene Töne ekstatischen Hasses geben, mit denen die kriegsmüde werdenden Massen zu neuen Anstrengungen zu treiben waren.

Mit zunehmender Ungehaltenheit und bald mit hellem Zorn vermerkt das Tagebuch seit dem Jahre 1942 das Wohlleben zahlreicher Parteispitzen sowie überhaupt der „oberen Zehntausend“, ihre parasitäre Lebenshaltung mit großem Personal, Jagden und Vergnügungsreisen an die See oder in die exklusiven, von allem Kriegsgeschehen unberührten Winterkurorte. Nachdem Goebbels verschiedentlich seinem Unwillen Luft gemacht hatte, drängte er zu Beginn des Jahres 1943, angesichts des Ernstes der Lage und nicht zuletzt unter Hinweis auf die in England längst verfügbaren Einschränkungen, zum „radikalsten und totalsten Krieg“³⁰. Doch wie immer zögerte Hitler, beeinflusst vor allem von Bormann, Lammers und der Mehrzahl der Gauleiter, die den Wiederaufstieg des Ministers nicht ohne Neid verfolgten, so daß sich die Frage mehr und mehr zu einem Machtkampf weitete. Erst das Menetekel von Stalingrad verschaffte Goebbels die Gelegenheit zu einer Art Durchbruch. In langen Gesprächen rang er Hitler, der zunächst stillschweigend über die Niederlage hinwegzugehen gedachte, die Erlaubnis zur Veranstaltung eines düsteren Totenspektakels ab. Um seinen Erfolg sogleich auszuweiten, rief er schon am 18. Februar ein geladenes Aufgebot aus Parteivertretern, „volkstümlichen Intellektuellen und Schauspielern“, das er kurzerhand zur Repräsentanz der Nation erhob, im Berliner Sportpalast zusammen. Es dürfe nun keine Rücksicht auf Rang und Stand mehr geben, rief er aus, hoch und niedrig, arm und reich müßten von jetzt an unterschiedslos Opfer bringen, die Zeit der Privilegien sei vorüber. Dann holte er sich mit Hilfe der berühmten zehn Suggestivfragen „in einem Tohuwabohu von rasender Stimmung“, wie er schrieb, die Zustimmung zum totalen Krieg ein.

²⁸ Ebenda, Bd. 4, S. 426 (Eintrg. v. 1. 6. 1942).

²⁹ Joachim C. Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches*, München 1967, S. 135.

³⁰ Tagebücher II, Bd. 7, S. 32 (Eintrg. v. 1. 1. 1943).

Es war in der Tat, wie verschiedentlich schon die Mitlebenden erkannten, „eine Art von stillem Staatsstreich“, den Goebbels mit dieser Rede unternahm³¹. Angesichts der lange nachhallenden Euphorien seines Auftritts, in deren Verlauf er Stalin grad als „Alarmruf des Schicksals“ beschworen hatte, versuchte er sogar nachzustoßen und noch einen Schritt weiter zu gehen. Mit Hilfe vor allem Görings, Speers und Funks plante er einen „Ministerrat für die Reichsverteidigung“ zu schaffen, mit ihm als Sonderkanzler und einem Kabinett von „etwa zehn [...] kapitale[n] Figuren“³². Aber Hitler ließ, wie Goebbels schon bald argwöhnte, den Vorstoß ins Leere laufen, und wie gleichgültig oder sogar lästig ihm alle diese von seinem Minister verzweifelt betriebenen Anstrengungen waren, geht schon daraus hervor, daß er die Übertragung aus dem Sportpalast nicht angehört, sondern die Rede nur im Manuskript überflogen hatte, was Goebbels sichtlich verstimmt notierte³³. Auch ein nach der Invasion in der Normandie unternommener Anlauf sowie, mit leicht veränderten Kompetenzzuschreibungen, ein weiterer im Anschluß an den 20. Juli 1944 begonnener versandeten, sei es, daß Hitler seinem allzu ehrgeizigen Minister die Machtfülle nicht einräumen wollte, die jener verlangte, sei es, daß er, beeinflusst vor allem von dessen Intimfeind Martin Bormann sowie vom Kartell der Gauleiter, deren Luxusallüren Goebbels vor allem im Auge gehabt hatte, auf das bewährte Prinzip der rivalisierenden Zuständigkeiten setzte.

Immerhin ernannte Hitler ihn durch Erlaß vom 25. Juli 1944 zum „Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz“, doch das Weisungsrecht für den gesamten zivilen Sektor sowie die Vollmacht, alle Dienststellen von Wehrmacht, Waffen-SS und Polizei im Heimatkriegsgebiet auf überzählige uk-Stellen hin zu überprüfen, entsprach bei weitem nicht jener „inneren Kriegsdiktatur“³⁴, deren Errichtung Goebbels angestrebt hatte. Infolgedessen drängte er bei Hitler im Februar 1945 abermals auf erweiterte Machtbefugnisse und suchte schließlich Himmler für eine Neuordnung aller Strukturen und Zuständigkeiten zu gewinnen. Seinem Vorschlag zufolge sollte er selber zum Reichskanzler aufrücken, Himmler das Oberkommando der Wehrmacht und Bormann die Führung der Partei übernehmen. Der besorgniserregend überlastete Führer dagegen werde künftig, wie Goebbels meinte, über allem stehen und, dem Tag entrückt, in statuenhafter Erhabenheit nur noch jene historische Größe verkörpern, die ihm, wiederum einer Notiz aus jenen Tagen gemäß, als einem „Wunder an Mensch“ gebührte³⁵.

Es versteht sich, daß solche Absichten ins Leere liefen, zumal Hitlers Führungsstil derartige Machtteilungen nie erlaubt und er überdies im Fortgang des Krieges, wie die Berichte aus dem Führerhauptquartier übereinstimmend bezeugen, eine geradezu besessene Neigung für die tausend Einzelfragen des Tagesgeschäfts entwickelt

³¹ Reuth, Goebbels, S. 521.

³² Tagebücher II, Bd. 7, S. 431 (Eintrg. v. 27.2. 1943) und S. 456 (Eintrg. v. 2.3. 1943).

³³ Ebenda, S. 401 (Eintrg. v. 23.2. 1943).

³⁴ Ebenda, Bd. 13, Juli–September 1944, S. 135 (Eintrg. v. 23.7. 1944).

³⁵ Ebenda, Bd. 15, Januar–April 1945, S. 200 (Eintrg. v. 23.1. 1945); Heiber, Joseph Goebbels, S. 347.

hatte. Zudem war er unterdessen zunehmend von dem Gedanken getrieben, die absehbar gewordene Niederlage in jene Katastrophe zu überführen, deren Bild aus überlieferter Schicksalsphase, aus Wagner-Reminiszenzen und Verachtungsempfinden für das vor der Bewährung zurückweichende eigene Volk unentwirrbar gemischt war.

Eine schwache, hin und wieder nervös aufflackernde, für einen kurzen Augenblick sogar bengalisch leuchtende Hoffnung richtete sich in der Endphase auf den Bruch der „widernatürlichen Koalition“ zwischen den Feindmächten und das „Gebirge von Interessengegensätzen“, das ihr, wie Goebbels wieder und wieder versicherte, innewohnte³⁶. In einer seiner publizistischen Beschwörungen dieser Hoffnung fand er auch die Wendung vom „Eisernen Vorhang“, der nach der Niederlage Deutschlands in Europa niedergehen und den alten Kontinent teilen werde. Lange Zeit redete er sich, wie Hitler auch, ein, es würden dem Land, sobald die Dinge zur Entscheidung trieben, von der einen oder anderen Seite noch „Avancen“ gemacht werden und der zermürbende Zweifrontenkrieg ein Ende finden. Das war die überwältigende Chance, die, wie er glaubte, mit jedem Tag, den die Katastrophe näherrückte, größer und greifbarer wurde, weil die Westmächte die Auslieferung Europas an den Bolschewismus nicht hinnehmen könnten.

Im Gegensatz zu Hitler hatte Goebbels dabei zunächst für ein Arrangement mit dem Westen plädiert. Doch als die Lage sich verschärfte, war der alte antibürgerliche Affekt wieder durchgebrochen. Die Tagebücher enthalten zum Ende hin immer neue Verwünschungen der plutokratischen Mächte, kontrapunktiert von bewundernden Äußerungen über Stalin und den Mut zur „kompletten Revolution“, den jener, im Unterschied zu ihnen selber, aufgebracht habe. Nichts anderes sei, fährt er einmal fort, die tiefste Ursache seiner Stärke und der wahre Grund für den „Triumphpunkt“, den Stalin erreicht habe: Im einzelnen nennt er die umfassende Politisierung der Roten Armee mitsamt der Liquidierung der einstigen Generalität, die Einführung des Politruks, der als Vorbild des nationalsozialistischen Führungsoffiziers dienen könne, die Ausrottung der Geistlichkeit sowie überhaupt das Prinzip des Terrors, bis es schließlich über Stalin beifällig heißt, man könne „von ihm und seiner Methodik lernen“. Es waren die einstigen Bruderschaftsempfindungen, die in diesen Bemerkungen wiederkehrten, der unvergessene Haß von ehemals, als er geschrieben hatte, er wolle „lieber mit dem Bolschewismus den Untergang, als mit dem Kapitalismus ewige Sklaverei“ wählen³⁷. Schließlich zerbrach auch diese letzte, irrealer Erwartung an Hitlers Unschlüssigkeit und seinem Willen zum Ende.

³⁶ Reuth, Goebbels, S. 565 f. Hinweise auf die „widernatürliche“, oft auch als „pervers“ bezeichnete Koalition der Kriegsgegner finden sich in zahlreichen, mit dem näherrückenden Ende vermehrt auftretenden Eintragungen.

³⁷ Heiber, Tagebuch 1925/26, S. 36 f. (Eintrg. v. 25.10. 1925). Die bewundernden Vermerke über Stalin und das sowjetrussische Regime finden sich in nahezu allen bisher veröffentlichten Bänden, die hier angeführten Hinweise entstammen durchweg den Tagebüchern II, Bd. 11, Januar–März 1944, S. 126 (Eintrg. v. 20. 1. 1944), S. 162 (Eintrg. v. 25. 1. 1944) und S. 403 f. (Eintrg. v. 4. 3. 1944).

Dieses Ende hat Goebbels wie in einer letzten Demonstration seines Grundsatzes, wonach der Propagandist sich niemals widersprechen dürfe, an der Seite Hitlers im Bunker der Berliner Reichskanzlei gesucht. Es schien, als wolle er damit seinen nie befriedigten Kompensationshunger in einer großen abschließenden Geste stillen und sich, anders als die schmächtig geflohenen Mitkämpfer früherer Tage, als der getreueste Gefolgsmann erweisen. Doch in Wirklichkeit war er keineswegs treuer, sondern nur kälter und illusionsloser als die übrigen Paladine, und er täuschte sich auch nicht darüber, in welchem Maße sie sich die zivilisierte Welt zum Feind gemacht hatten. Schon im Herbst 1943 findet sich in den Tagebüchern der Vermerk, die Ausrottung der Juden müsse nicht zuletzt als Signal verstanden werden, daß von nun an alle Brücken zu irgendeinem rettenden Ufer abgebrochen seien. Das Bild taucht noch verschiedentlich auf, auch in seiner Kolumne im „Reich“, und die dunklen, verschwiegenen Zusammenhänge, die sich da ergaben, haben vermutlich ihr Teil dazu beigetragen, Führung und Volk selbst in so aussichtsloser Lage noch zusammenzuketten. Wie sehr die Politik des Regimes, die gesamte Nation in einen komplizierten Verbrechensverbund zu zerren, einer weit zurückreichenden Strategie entsprach, macht eine Äußerung schon vom Sommer 1941 erkennbar. „Haben wir gesiegt“, äußert Goebbels da, „wer fragt uns nach der Methode. Wir haben sowieso soviel auf dem Kerbholz, daß wir siegen müssen, weil sonst unser ganzes Volk, wir an der Spitze mit allem . . . ausradiert werden.“ Und zu Göring, im Frühjahr 1943, es gebe nun „gar kein Entrinnen mehr“³⁸.

Aus diesem Grunde auch bestürmte er den wiederum zögernden Hitler, das Ende in Berlin zu erwarten, statt nach Berchtesgaden oder anderswo in der Alpenfestung auszuweichen: „Man ficht bis zum letzten nicht um die Sommerresidenz“, lautete sein schlagendes Argument, „sondern um die Reichshauptstadt“³⁹. In seinem Bemühen sah er sich offenbar noch bestärkt, seit Bormann zusehends ungeduldiger zur Flucht drängte – und jetzt endlich, in allerletzter Stunde und wie verspätet auch immer, gelang ihm der so lange vergeblich erhoffte Triumph über den verhassten Rivalen. Hitler blieb in Berlin. Eine Woche nach dieser Entscheidung, zwei Tage vor dem Ende, wurde ihm sogar die Genugtuung zuteil, durch die von Hitler testamentarisch verfügte Ernennung zum Reichskanzler auch hierarchisch dem ewig quertreibenden Nebenbuhler vorgesetzt zu werden. Was diesen letzten, sinnlosen Zweikampf zu seinen Gunsten entschied, war ein Entschluß, dem Bormann schlechthin nichts entgegenzusetzen hatte. Aus dem Führerraum tretend und den wartenden Gegenspieler hochmütig ignorierend, sagte Goebbels am 22. April 1945 zu einer von Hitlers Sekretärinnen, seine Frau werde jetzt mit den sechs Kindern in den Bunker übersiedeln und gemeinsam würden sie alle hier, an der Seite des Führers, den Tod suchen.

³⁸ Tagebücher I, Bd. 4: 1940–1941, S. 696 (Eintrg. v. 16. 6. 1941); Tagebücher II, Bd. 7, S. 454 (Eintrg. vom 2. 3. 1943).

³⁹ Stephan, Joseph Goebbels, S. 301.

Es war nicht nur eine große Trumpfkarte, die er in diesem Augenblick ausspielte, und nicht nur die äußerste, vom Schauer vor sich selbst erfüllte Zuckung seines Radikalismus; vielmehr auch sein letzter, alles besiegelnder inszenatorischer Einfall: zum Ende nur noch er, Joseph Goebbels, zusammen mit seiner Frau, und an Stelle der abgefallenen oder untergetauchten Anhänger die unschuldige Statisterie seiner Kinder, aufgestellt zu jenem wiederholt beschworenen „festen Ring“, der sich, wie er zu versichern liebte, „in den großen Schicksals- und Entscheidungsstunden“ immer um den Führer gebildet habe⁴⁰. Zu diesem, wie er wohl meinte, unvergeßlichen Schlußbild hat er, der stets auch der erste Propagandist seiner selbst gewesen war, seine Kinder zum Sterben auf die Szene geholt. Die Wirkung blieb nicht aus. Hinter dem gefallenem Vorhang geisterte er noch geraume Zeit als dämonische Figur weiter, womöglich bis heute.

Doch die dahinter wirkende Absicht, der Nachwelt durch einen erschütternden Abgang einen Mythos von Kampf, Größe, Selbstopfer und tragischem Untergang zu vermachen und auf diese Weise dem Nationalsozialismus zur Fortexistenz zu verhelfen, ist ihm, entgegen manchen anderslautenden Besorgnissen dieser Tage, nicht geglückt. „Wir werden verbrannt, verglüht, vergraben, vergessen sein“, hatte er in einem seiner poetischen Versuche aus frühen Jahren geschrieben⁴¹. Der Satz, wie literarisch sich sein Pathos auch ausnehmen mag, ist Wort für Wort in Erfüllung gegangen. Was dagegen unvergessen bleiben und weit eher ein Anlaß zur Beunruhigung sein sollte, ist die von Goebbels so erfolgreich umgesetzte Idee von der totalen Lenkbarkeit des Menschen durch die Mittel moderner Massenkommunikation. Mit ihrer Hilfe und auf virtuose Weise hat er organisiert, was immer der Augenblick und die Zwecke der Macht verlangten: Jubel und Ausschreitungen, Pogrome, Vertrauen, auch die Stillstellungen des Gewissens sowie die Regression eines alten Kulturvolkes ins seltsame Glück vorzeitlicher Riten: daß Menschen gemeinsam aufstanden, Kampflieder anstimmten, Hände hoben sowie Treueschwüre leisteten und schließlich, in der Schlußphase des Krieges, sogar eine gegen alle natürlichen Überlebensinstinkte gerichtete Selbstvernichtungswut entfalteten. Noch Tage bevor er seinem Leben ein Ende machte, rühmte er sich, das Volk gegen zahllose Widrigkeiten und angesichts so „ungeheuerlicher Belastungen“ bis zuletzt „geschlossen beieinander gehalten“ zu haben⁴².

Doch war dies ein Erfolg, den er nun nur noch um seiner selbst willen suchte. Die Sorge, der er sich zum Ende hin vor allem widmete, galt der Sicherstellung der Tagebücher. Bereits im März 1941 hatte er eine Partie von zwanzig voluminösen Bänden in die Kellertresore der Reichsbank verbringen lassen und begründend dazu bemerkt: „Sie sind doch zu wertvoll, als daß sie einem evtl. Bombenangriff zum Opfer fallen dürften. Sie schildern mein ganzes Leben und unsere Zeit. Läßt das Schicksal

⁴⁰ So z.B. in der Geburtstagsansprache zum 20. April 1943, hier zit. nach Heiber, Joseph Goebbels, S.398.

⁴¹ Ebenda, S.402.

⁴² Zit. nach Stephan, Joseph Goebbels, S.304.

mir dafür ein paar Jahre Zeit, dann will ich sie für spätere Generationen überarbeiten.“ Und zu dem Ingenieur, der die Mikrofichierung der Notizen vornahm, sagte er etwa um die gleiche Zeit, alles könne er verlieren, nur diese Aufzeichnungen nicht⁴³.

Entgegen diesem Wunsch sind sie zunächst nicht einmal zusammengeblieben. In die Wirrnisse des Untergangs geraten, gelangten zumindest Teilstücke hierhin und dorthin, einige tausend Blatt sogar in die Hände eines freilich aufmerksamen Altpapierhändlers. Nach abenteuerlichen Wegen ist die Menge der Bestände jetzt wieder zusammengeführt. Was sie bei allen Aufschlüssen, die sie vermitteln, am Ende doch nicht preisgeben, ist die Kardinalfrage, auf die jede Beschäftigung mit jener Zeit hinausläuft und die auch von der Masse der Wörter, die dieser redseligste der Gefolgsleute Hitlers hinterlassen hat, eher verdeckt als beantwortet wird: Wie die trotz aller propagandatechnischen Verschlagenheit, allen psychologischen Scharfsinns und aller machtaktischen Gewandtheit doch auch an ihm unübersehbare persönliche Nichtigkeit so gewaltige Wirkungen haben konnte. In einem seiner letzten Leitartikel für „Das Reich“ hatte er am 19. März 1945, inmitten von Trümmerbergen, nicht ohne verzweifelte Befriedigung geschrieben: „Wir haben diesem Jahrhundert unseren Stempel aufgedrückt und es wird einmal [...] unseren Namen tragen“⁴⁴. Womöglich nicht den ihren allein. Aber aufs Ganze gesehen, hat er sich nach einem Leben, dessen immerwährender Vorsatz die Irreführung sei es anderer, sei es seiner selbst gewesen war, darin noch am wenigsten getäuscht.

⁴³ Fröhlich, Goebbels und seine Tagebücher, S. 496, 498.

⁴⁴ Zit. nach Heiber, Joseph Goebbels, S. 405.